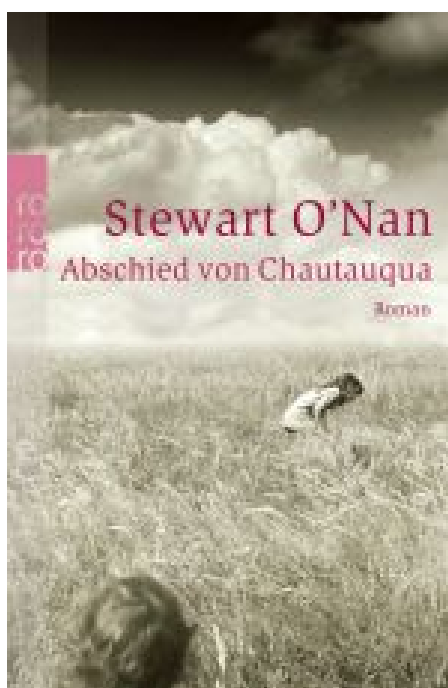


Leseprobe aus:

**Stewart O'Nan**

# Abschied von Chautauqua



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

**1** Sie fuhren mit Arlenes Wagen, weil der eine Klimaanlage hatte und Emily sich nicht sicher war, ob der Olds es schaffen würde. Außerdem war Arlenes Wagen größer, ein Kombi, da passten bei der Rückfahrt mehr Sachen rein.

Emily wusste, dass sie der Versuchung nicht würde widerstehen können. Selbst den kleinsten Verlust fand sie unerträglich – ein in der Spülmaschine angeknackstes Glas, ein im Trockner eingegangener Pullover. Sie würde den Taurus voll alten Plunder packen, für den sie zu Hause keinen Platz hatte. Alles würde im Keller landen und neben dem zweiten Kühlschrank vermodern, der immer noch klirrend voll war mit Henrys Iron Citys. Sie trank kein Bier, doch sie brachte es auch nicht über sich, die Flaschen eine nach der anderen zu öffnen und die schäumende Flüssigkeit in den Ausguss zu schütten, deshalb blieben sie dort stehen, allmählich verrosteten die gewellten Ränder der Kronkorken, und das Gemüse bekam einen metallischen Beigeschmack. Sie wusste, dass sie alles Mögliche aufheben würde, auch wenn Henry über das Durcheinander den Kopf geschüttelt hätte.

Sie fuhr zum letzten Mal dorthin, sah zum letzten Mal das Sommerhaus. Um den Verkauf würde sich ihr Anwalt – eigentlich der von Henry – kümmern. Sie war dem Mann nur einmal begegnet, letzten Herbst, als sie halb betäubt Henrys Nachlass durchgegangen war. Alles andere hatten sie telefonisch geregelt oder über Federal Express, was ihr verschwenderisch vorkam und vermutlich auf ihre Kosten ging, doch Henry hatte sich drei-

Big Jahre auf Barney Pontzer verlassen, und in dieser Angelegenheit vertraute sie seinem Urteil mehr als ihrem eigenen.

Das Sommerhaus lag ungefähr drei Stunden entfernt, je nachdem, wie dicht der Verkehr auf der 79 war. Samstags konnte dort viel los sein. Emily wollte gegen neun aufbrechen, damit sie mittags da waren, aber Arlene verspätete sich, machte großes Getue wegen Rufus und breitete umständlich ein ausgebleichenes Steelers-Handtuch über den Rücksitz. Emily versicherte ihr, dass er an diesem Morgen kein Futter bekommen hatte, doch Arlene ließ sich nicht davon abhalten, das Handtuch in den Ritzen festzustecken. Genau darüber hatten sie sich bereits gestritten, als sie an Weihnachten Kenneth besucht hatten. Es war völlig sinnlos. Der Wagen stank nach Arlenes Luckies, daran würde sich auch nichts ändern.

«Ihm geht's gut», beteuerte Emily.

«Sicher ist sicher.»

«Er hat damit keine Probleme mehr.»

«Ich dachte mehr wegen der Haare.»

«Ich bitte dich», sagte Emily lachend, «ein Handtuch hilft da auch nicht weiter. Wenn wir angekommen sind, sauge ich den Sitz ab.»

«*Irgendjemand* muss sich drum kümmern.»

«*Ich* mach das.»

Diese ewigen Auseinandersetzungen, dachte Emily. Sah Arlene denn nicht, dass es diesmal anders war? Henry führte die Engstirnigkeit seiner Schwester auf ihre Lehrerinnentätigkeit zurück, doch Emily fand, das war bei Arlene eher angeboren. Arlene schien ständig auf der Hut zu sein, zu befürchten, dass sie irgendwie betrogen wurde. Das ergab einen Sinn: Henry war das Nesthäkchen gewesen, der Liebling ihrer Eltern, Ingenieur wie sein Vater. Ein Leben lang hatte Arlene um jedes bisschen Zuwendung kämpfen müssen.

Aber sie sind alle tot, hätte Emily am liebsten gesagt. Du kannst jetzt damit aufhören.

Rufus hatte Hüftprobleme, und Emily musste ihm in den Wagen helfen. Arlene sagte kein Wort, während sie das Handtuch zurechtzupfte. In Wahrheit wurde es Rufus beim Autofahren immer noch übel, aber er musste sich nicht mehr übergeben. Im Lauf der Jahre hatte er gelernt, den Kopf unten zu lassen, so dass ihm von dem endlosen Karussell der Bäume und Felder nicht länger schwindlig wurde, doch er zuckte und hickste noch immer, als würde er sich erbrechen. Aber er sabberte nur, und ihm hingen lange, klebrige Speichelfäden aus dem Maul, die sich wie Spinnweben in seinem Fell verfangen. Und es stimmte schon, er haarte stark. Diesen Sommer hatte eine Affenhitze geherrscht. Vor den Fußleisten im Schlafzimmer hatten dunkle Fellbüschel gelegen, die sich, sobald man mit dem Staubsauger kam, überall verteilten, doch bei einem Springerspaniel war das normal.

Konnten sie oder Arlene etwa behaupten, sie seien würdevoller gealtert? Rufus war vierzehn und hatte jeden Sommer am See verbracht. Er hatte es sich verdient, ein letztes Mal mit Emilys Enkeln herumzutollen, ein letztes Mal beim Steg zu schwimmen, ein letztes Mal auf dem kühlen Verandaboden zu dösen. Falls nötig, würde sie Arlenes Sitze absaugen.

Das Haus war abgeschlossen, die Fenster zu, der Anrufbeantworter an. Die Post ließ sie lagern, das Gemüsefach hatte sie gründlich sauber gemacht. Im Olds war vorsichtshalber nur ganz wenig Benzin, für den Fall, dass jemand in die Garage einbrach, um ihn zu stehlen. Ihre Nachbarin Marcia hatte einen Schlüssel und die Nummer in Chautauqua. Falls Emily etwas vergessen hatte, dann fiel es ihr zumindest nicht ein.

«Auf geht's», sagte Emily und schaute auf Henrys alte Armbanduhr, die sie am Handgelenk trug.

Arlene fuhr langsam, beugte sich übers Lenkrad und starrte über ihre Hände hinweg wie ein Schiffslotse bei Nebel. Es war bereits heiß, und die Klimaanlage war ein Geschenk des Himmels. Die Schatten der Bäume zeichneten sich scharf auf den menschenleeren Gehsteigen ab. In den von der Dürre braun ge-

färbten Gärten drehten sich die Sprinkler ruckartig im Kreis. Herrlich, in Bewegung zu sein und die reglose Stadt zu verlassen, als würden sie aus einem großen Palast fliehen, während alle anderen schliefen.

Auf dem Boulevard of the Allies herrschte überraschenderweise nur wenig Verkehr, unten floss braun und träge der Monongahela, und am anderen Ufer zuckelte ein Kohlenzug. Die kilometerlangen Fabriken waren verschwunden, nur noch ebene, von Maschendrahtzäunen geschützte Felder waren zu sehen. Als sie den grünen Allegheny überquerten, erhoben sich hinter ihnen die funkelnden neuen Gebäude der Innenstadt, der Brunnen am Point versprühte perfekte weiße Bögen, und unten tuckerte ein Frachtkahn flussaufwärts – ein Blick wie auf einer Ansichtskarte. Sie wusste, in einer Woche würde sie zurückkommen und all das hässlich finden – oder bloß entmutigend, denn es würde sie daran erinnern, was sie aufgegeben hatte und wie wenig noch übrig war.

Die Zeit, das war jetzt das Problem (das war schon immer so, nur hatte sie niemanden mehr, der ihr darüber hinweghalf, niemanden, auf den sie sich konzentrieren konnte). Morgens im Garten, nachmittags am Swimmingpool des Edgewood Clubs und abends lesen, während im Radio Brahms gespielt wurde. Sie brachte die Tage auf ihre eigene ruhige Art herum, wartete stets den rechten Augenblick ab und versuchte, Kenneth und Margaret nicht damit in den Ohren zu liegen, dass sie mit den Kindern zu Besuch kommen sollten. Und es war in Ordnung, dass sie in Gedanken oft bei Henry war, es war ja noch nicht so lange her, dass sie nicht mehr an ihn denken durfte. Der Winter war eine harte Prüfung gewesen, weil es früh dunkel geworden war, doch sie hatte ja ihre langjährigen Gewohnheiten – britische Kriminalromane aus der Bücherei, das neue Sonderprogramm von PBS, Mittagessen mit Louise Pickering. Ihr blieben ihre Gesundheit, ihre Zähne, ihre Erinnerungen. Sie wollte keine dieser alten Frauen werden, die immer nur laut von vergangenen Zeiten

träumten und von ihren toten Ehemännern sprachen, als würden diese bloß im Nebenzimmer etwas trinken. Vor Henrys Krankheit hatte sie das nie für möglich gehalten. Jetzt befürchtete sie, dass sich diese Veränderung bereits vollzogen hatte, als hätte sie – wie Henry – die Krankheit erst bemerkt, nachdem sie bei ihr deutliche Spuren hinterlassen hatte.

Weit unten, zu ihrer Linken, entstand durch den Zusammenfluss von Allegheny und Mon der Ohio, das Wasser aufgewühlt wie umgerührte Farbe in einer Dose, die überlappenden Wellen verbargen die starke Unterströmung. Sie stellte sich vor, wie sie dem Wasser folgte und die ganze Nacht durch die kleinen Orte am Fluss mit ihren Backsteinkneipen, ihren Reihenhäusern und rostenden Pick-ups fuhr, mit der Eisenbahnlinie an den toten Nebenarmen und Strudeln entlang flussabwärts, weiter nach Cairo, St. Louis, New Orleans. Sie lebte schon über vierzig Jahre in Pittsburgh; doch jetzt hielt sie hier plötzlich nichts mehr.

«Das neue Stadion ist fast fertig.» Arlene deutete mit dem Kopf zum anderen Ufer, und es stimmte, dort wurde sogar am Wochenende gearbeitet, auf dem Gerüst rings um die Fassade einzelne Bauarbeiter, davor ein oranger Kran mit einem riesigen Steelers-Transparent.

«Sie haben heute ein Spiel», sagte Emily. «Dabei ist es gerade mal August.»

«Gegen Buffalo.»

«Na toll, wir fahren direkt ins feindliche Territorium.»

«Vielleicht kauf ich mir endlich dieses T-Shirt.»

Das war ein alter Witz. Die Bills trainierten in Fredonia, und in den Lebensmittelläden wimmelte es von Bills-Fanartikeln, der Gang mit der Saisonware eine Ansammlung von Mützen, Gläsern und Bierkühlern, Lampen, Nummernschildern und Chip-n-Dip-Tellern. Fans kreuzten in Winnebagos auf, die in den Mannschaftsfarben gespritzt waren, und einige ihrer Nachbarn in Chautauqua ließen blaurote Fahnen wehen.

Seltsam, wie sich alles veränderte. In ihrer Jugend in Kersey,

in den bewaldeten Hügeln im Herzen von Pennsylvania, hatten all ihre Freundinnen Buffalo und Pittsburgh als ihre Rettung betrachtet, als den einzigen Ausweg aus ihrem Städtchen. Pittsburgh war ihnen verlockender erschienen als Buffalo, eine Vorstellung, deren Naivität Emily jetzt traurig fand. Sie war eine richtige Landpomeranze gewesen; Henry hatte sie immer wieder daran erinnert. Damals hatten die beiden Städte für sie einen großen Zauber besessen, und Emily hatte sich bemüht, mit der Radiotruhe ihres Vaters die dort ansässigen Sender zu empfangen. Beide Städte waren berühmt gewesen für harte Knochenarbeit. Jetzt wirkten sie wie Überbleibsel einer vergangenen Zeit, hoffnungslos und leer, die Schwerindustrie abgewandert oder zugrunde gegangen. Sie und Henry hatten wie alle anderen ihre Flitterwochen in Niagara Falls verbracht. Sie hatten sich in Regenjacken auf der *Maid of the Mist* fotografieren lassen. Emily konnte sich noch erinnern, wie sie Henry geküsst hatte, wie ihnen das Wasser übers Gesicht geströmt war.

Sie war jahrelang nicht in Buffalo gewesen und würde vermutlich auch nicht mehr hinfahren.

«Hat es in Buffalo irgendwelche Bills gegeben?», fragte Emily.

«Hat es in Pittsburgh irgendwelche Piraten gegeben?»

«Abgesehen von Andy Carnegie und Mr. Frick.»

«Wie geht's Rufus?»

«Alles in Ordnung», erwiderte Emily, bevor sie sich umdrehte, um nachzusehen. Rufus hatte die Pfoten übereinander gelegt, ließ den Kopf darauf ruhen und sah Emily schuldbewusst an. In beiden Winkeln seiner wulstigen Lefzen klebte Sabber. «Er ist ein braver Bursche.»

«Rufus, der Dussel.» Diesen Spitznamen benutzten die Kinder, aber er stammte von Arlene und klang nicht gerade liebevoll.

«Sei nett.»

«Bin ich doch. Solange er auf dem Handtuch liegt.»

«Macht er ja.»

Arlene zündete sich eine Lucky an, und Emily machte das Fenster auf. Die hereinströmende Luft klang wie das Rauschen einer Lötlampe. Der Rauch löste sich nicht auf, sondern trieb nur noch stärker in ihre Richtung.

«Scheibenkleister», sagte Arlene und schlug aufs Lenkrad.

«Was ist denn?»

«Ich hab den Film vergessen. Ich wollte Bilder vom Haus machen.»

In Erinnerung an alte Zeiten, dachte Emily. «Du kannst dir doch dort einen besorgen.»

«Ich weiß, aber ... ich hab extra einen gekauft. Ich weiß genau, wo er liegt, mitten auf dem Küchentisch.»

«Du kannst dir einen von mir leihen, ich habe genug dabei.»

Emily hatte nicht vorgehabt, Fotos vom Sommerhaus zu machen, nur von Kenneth und Margaret und den Kindern. Als Mrs. Klinginsmith, die Maklerin, von ihr ein neueres Foto haben wollte, hatte sie keins gefunden. Mrs. Klinginsmith hatte gesagt, das sei nicht schlimm, sie werde selbst eins machen, und hatte sofort eine Digitalkamera aus ihrer riesigen Tasche gezogen. Emily und Henry hatten Hunderte von Fotos vom Haus gemacht, doch immer nur als Hintergrund. Sie besaßen unzählige Videos – Sam und Ella beim Krokettspielen, Sarah und Justin, wie sie den noch jungen Rufus aus den todgeweihten Geranien verscheuchen.

Im Winter hatte sie sich ein paar davon angeschaut und versucht, Henry irgendwo zu entdecken, aber er stand hinter der Kamera, war bestenfalls, in seinen Stuhl zurückgelehnt, als Schatten auf der Veranda zu sehen. Das einzig gute, das sie fand, zeigte, wie er mit Sam und Ella Wiffleball spielte. Kenneth hatte es wohl von jenseits der Home Plate aufgenommen, denn Lisa stand an der ersten Base, und Henry hatte seine Pirates-Kappe seitwärts aufgesetzt, warf den Ball mit einem albernen, weit ausholenden Armschwung von hinten durch die Beine, ein locke-

rer Lob, den Ella glatt an ihm vorbeischmetterte. Dann kam plötzlich Ellas siebter Geburtstag, und Emily wusste, dass Henry filmte, denn Lisa brachte den Kuchen mit den brennenden Kerzen herein, Emily stand singend neben Sams Stuhl, das Haar vom Schwimmen ganz wirr, und sie hielt das Band an und spulte zurück.

«Jetzt kommt der gute alte Radioball», witzelte Henry. «Man hört ihn, kann ihn aber nicht sehen.»

Sie hatte sich die Szene nur ein paar Mal angesehen und sich beim letzten Mal direkt vor den Fernseher gestellt, als wäre sie Henry dadurch näher.

Als die Enkel noch klein waren, hatten sie immer Videoaufnahmen gemacht, und es war etwas Besonderes gewesen, wenn sie sich vor dem Fernseher versammelten und alles anschauten, doch seit letztem Herbst hatte sie die Kamera nicht mehr benutzt. Weihnachten war sie bei Kenneth und Lisa gewesen und Ostern bei Margaret (Jeff war kurz zur Eiersuche da gewesen, hatte abends jedoch etwas anderes vorgehabt). Auch heute war es ihr nicht in den Sinn gekommen, die Kamera mitzunehmen, und jetzt bedauerte sie es.

Sie betrachtete die grasige Böschung neben dem Highway, trotz der Dürre bedeckt von rosafarbenem Berglorbeer, auf einer Seite ein künstlich angelegter Abflussgraben. Die Bäume erstrahlten hell, doch dahinter herrschte völlige Dunkelheit. Sie fragte sich, wie tief der Wald wohl war und was für Tiere in ihm lebten, war aber eigentlich nicht daran interessiert, es diente ihr bloß als Ablenkung, um sich nicht länger mit Dingen beschäftigen zu müssen, die sie nicht ändern konnte.

Nicht nur beim Autofahren schweifte sie mit den Gedanken ab. Beim Fernsehen oder Lesen drehte sich in ihrem Kopf alles um ihre unabänderlichen neuen Lebensumstände, so wie Rufus seine Kette draußen um die Platane wand. Genau wie er riss sie bloß die Rinde ab und hinterließ weitere tiefe Narben. Um den Schmerz zu lindern, schwelgte sie in Erinnerungen, die sich in

eine eigene Welt verwandelten, einen Traum, den sie durchstreifen konnte. Der Traum kam ihr wirklich vor, und dann verschwand er, und sie blieb mit der Küche zurück, dem fast vollen Abfalleimer, der Fliege, die im Erdgeschoss herumschwirrte und gegen die Fenster flog, bis Emily mit einer Zeitschrift Jagd auf sie machte.

Arlene war hinter einem silbernen Tankwagen eingezwängt. Ein Strom von Autos brauste links an ihnen vorbei, während Arlene hektisch in die Spiegel und über die Schulter blickte. Dann bot sich eine Lücke. Im letzten Moment sagte Arlene: «Das schaffe ich nicht», und blieb auf ihrer Spur. Sie wartete, bis alle überholt hatten, blinkte dann ungelenkt und zog an dem Lastwagen vorbei, in dem sie ihr verzerrtes Spiegelbild sahen. Auf einem grünen Schild an dem Lastwagen stand ÄTZMITTEL. Daneben, auf einem anderen Schild, war ein Reagenzglas abgebildet, aus dem eine Flüssigkeit auf eine vor Schmerz bebende Hand tropfte.

«Niedlich.»

«Was ist niedlich?», fragte Arlene, die sich auf ihre Fahrbahn konzentrierte.

Emily erklärte es ihr.

«Was glaubst du, was die transportieren?»

«Irgendeine industrielle Säure, denke ich.»

So eine Antwort – unverbindlich, aber vielversprechend – hätte Henry nie gegeben. Emily hatte keine Ahnung, was sich in dem Tank befand, und es war ihr auch egal. Irgendeine Chemikalie. Der Fahrer brachte sie zu einer Fabrik, dort wurde etwas hergestellt, das die Leute kauften und zu Hause aufstellten und benutzten, bis es kaputtging, auf den Dachboden verbannt oder verkauft und schließlich weggeworfen wurde, und dann verrostete es auf einer Schutthalde oder verrottete auf einer Mülldeponie unter einem Berg von Abfall, während Tag und Nacht weitere Lastwagen vorbeirollten.

Rechts lag ein totes Tier am Straßenrand. Ein geflecktes

Hirschkalb, der Hals widernatürlich zurückgebogen, die Nase mit schwarzem Blut bedeckt, Blutspuren auch auf der Straße. Arlene hatte es offenbar gesehen, sagte aber nichts – vermutlich, um Emily zu schonen.

Sie wollte etwas sagen, wollte Arlene daran erinnern, dass sie ein Mädchen vom Lande war und aus einer Familie begeisterter Jäger stammte, dass sie es kannte, wenn die Nebenstraßen im Frühling und Herbst mit fetten, durchnässten Beutelratten und platt gefahrenen Waschbären übersät waren. Sie hatte sich wirklich an den Tod gewöhnt. Auf der Welt gab es genauso viel Totes wie Lebendiges. Noch mehr. Überall, wo man hinschaute, waren Friedhöfe, vertrocknete Blätter, leblose Fliegenkörper. Und doch drehte sich die Welt weiter, so grün und geschäftig wie immer.

Nicht der Tod rührte sie im Stillen zu Tränen, sondern Trennung. Beim Fernsehen musste sie immer schniefen und sich die Augen wischen, wenn Soldaten aus Zügen winkten, Mütter ihre Kinder in Schulbusse setzten oder es auf Kreuzfahrtschiffen Konfetti regnete. Es musste gar kein fesselnder Film sein. Der Werbespot einer Telefongesellschaft genügte schon. Und die Qualität spielte keine Rolle – es konnte eine ganz augenfällige, manipulierende, sepiabraun eingefärbte Zeitlupe sein, und doch war Emily hinterher völlig mitgenommen. Das war komisch, denn im wirklichen Leben bereitete ihr ein Abschied keine Probleme, sie verabschiedete sich einfach und ging (das führte sie auf die strengen lutheranischen Grundsätze ihrer Mutter zurück). Sie und Henry hatten ein Jahr Zeit gehabt, sich voneinander zu verabschieden, und sie war zufrieden damit, wie sie es bewerkstelligt hatten. Es hatte nichts mehr zwischen ihnen gestanden, sie hatten sich alles gesagt. Aber warum quälten sie dann diese klischeehaften Szenen so sehr?

«Ich hab Pappsteller mitgenommen», sagte Arlene.

«Ich auch. Wie steht's mit Servietten?»

Nach ihrer Ankunft mussten sie beim Golden Dawn einkaufen gehen.

«Wir sollten eine Liste machen.» Emily kramte in ihrer Handtasche. «Papiertücher, Film ... was noch?»

Kuchen von einem Stand an der Straße. Es war noch eine Woche lang Brombeerzeit. Mit dem Mais konnten sie noch bis morgen warten und dazu im Lighthouse zwei gegrillte Hähnchen besorgen. Mussten sie anrufen und welche vorbestellen? Wahrscheinlich, denn es war Wochenende. Pfirsiche. Tomaten. Außerdem mussten sie noch zu dem Käseladen fahren und ein großes Stück von dem extra scharfen Cheddar holen, den die Kinder so gern aßen.

Eine lange Autofahrt, die Klimaanlage machte es langsam zu kalt. Wald, Krähen, Polizei. Sie war die Strecke schon so oft gefahren, und doch gab es immer noch Überraschungen. Sie hatte die Scheune vergessen, die sie den Kindern immer gezeigt hatten, als sie noch klein waren, die ausgebleichene Reklame matt, aber noch lesbar: KAUEIN SIE MAIL POUCH. GÖNNEN SIE SICH DAS BESTE. Ein Rastplatz war abgesperrt, mitten auf dem leeren Parkplatz stand unerklärlicherweise ein aufgemotzter Lieferwagen, die Heckfenster facettiert wie bei einem Diamanten. Die immergleichen Wolken zogen sich bis zum Horizont, wie eine Flotte, die dampfend aus dem Hafen auslief. Der Wald wurde von Weideland abgelöst, von geduckten roten Scheunen und mit Kletten und Mohrrüben zugewucherten Feldern. Kurz vor Mercer gerieten sie in ein Gewitter mit so starkem Regen, dass Arlene auf die Bremse trat und Emily sich auf einen Zusammenstoß gefasst machte. Zwei Kilometer weiter war es sonnig, und von den Hügeln erhob sich ein Regenbogen.

«Wünsch dir was», sagte Emily, schuf Platz in ihren Gedanken und dachte besonnen, als würde sie zu Gott sprechen: Ich wünsche mir, dass sie es alle verstehen werden.

Sie verließen die 79, fuhren in östlicher Richtung am Lake Erie entlang, und Arlene reihte sich vorsichtig auf die vierspurige Interstate 90 ein. Auf dem Rücksitz schnappte Rufus nach Luft, schnaufte und schluckte kräftig, und um Arlene zu be-

schwichtigen, drehte sich Emily auf dem Sitz um und redete ihm gut zu.

«Alles in Ordnung», sagte sie, doch sie schien Rufus nicht überzeugt zu haben. Benommen und verwirrt hob er den Kopf.

«Nein!», befahl Emily. «Platz!»

Er gehorchte, doch seine Schnauze wurde von einem Schluckauf geschüttelt.

«Soll ich anhalten?», fragte Arlene.

«Schon in Ordnung. Es ist nicht mehr weit.»

«Es dauert noch eine Stunde.»

«Vierzig Minuten», verbesserte Emily. «Fahr einfach. Er wird sich schon nicht auf deine kostbaren Sitze erbrechen, und wenn doch, dann mach ich sie wieder sauber.»

«Ich wollte bloß helfen», sagte Arlene.

«Tut mir Leid. Ich weiß, dass du ihn nicht leiden kannst.»

«Ich mag ihn, ich will nur nicht, dass er in mein Auto kotzt.»

«Tja, so was machen Hunde nun mal, das kann ich nicht ändern.» Emily seufzte über den kleinlichen Streit und den ärgerlichen Umstand, dass sie im Unrecht war. «Hör mal, ich weiß zu schätzen, dass du fährst, und es tut mir Leid, dass er nicht der beste Mitfahrer ist. Ich will nicht unhöflich sein, ich will bloß, dass wir ankommen.»

«Ich hab wirklich nichts gegen ihn», sagte Arlene, als hätte sie Emilys Entschuldigung angenommen.

Das Schild, das sie im Staat New York begrüßte, war voll gelber Paintball-Kleckse, die Tafel mit dem Namen des neuen Gouverneurs ein dunkleres Grün. Wenn Kenneth und Margaret die Grenze überquerten, hatten sie immer die Füße vom Boden gehoben und die Hände in die Luft gehalten, das hatten sie im Bus zum Sommerlager der Kirche gelernt. Emily überlegte, ob sie das jetzt tun sollte, wusste aber, dass Arlene völlig verdutzt sein würde.

Sie konnte Henry geradezu sagen hören, sie solle sich abregen, konnte geradezu sehen, wie er sie von der Seite ansah, um

ihr zu bedeuten, dass sie gegenüber Arlene – oder noch öfter gegenüber Margaret, deren ganze Persönlichkeit anscheinend darauf ausgerichtet war, Emily auf die Palme zu bringen – nicht so streng sein solle. Sie war immer noch nicht darüber hinweg, wie Margaret Jeff behandelt hatte. Jeff anscheinend auch nicht, denn er hatte Margaret verlassen. Dass es wahrscheinlich ihr einziger gemeinsamer Wesenszug gewesen war, der Jeff schließlich vertrieben hatte, fand Emily passend. Für Margaret war es der eindeutige Beweis, dass ihre Mutter mal wieder ihr Leben zerstört hatte. Offiziell lebten die beiden erst ein knappes Jahr getrennt, doch Margarets seltene Anrufe und Kenneths Äußerungen deuteten darauf hin, dass die Scheidung wahrscheinlicher war als eine Versöhnung.

Würde Emilys Mutter jetzt nicht denken, dass sie sie immer zu Recht aufgefordert hatte, sich zu beruhigen und den Mund zu halten? «Warum kannst du denn nicht nett sein?», hatte ihre Mutter einmal gefragt und sie fest am Unterarm gepackt, aber was hätte Emily da schon antworten sollen? Emily sah bei ihrer Tochter dieselbe hilflose Wut, und auch sie konnte sie nicht retten. Und wer würde Emily retten, wenn sich alles aufstaute?

Henry hatte es getan, sein sanftes Herz der perfekte Balsam für ihres. Jetzt, wo er tot war, hatte sie Angst, griesgrämig zu werden und ihre Wut an Freunden und Verwandten auszulassen. Manchmal kam es ihr vor, als würde genau das passieren. Es war schwer zu sagen. Es war, als würde sie nochmal in die Wechseljahre kommen, diese verrückten Stimmungsschwankungen – oder als wäre sie schwanger. Die Hälfte der Zeit hatte sie keine Ahnung, warum sie sich so und nicht anders fühlte, und konnte nur Henrys Tod als Entschuldigung anführen.

«Da», sagte Arlene, als sie sich einem Schild näherten. «Noch dreißig Kilometer.»

Die Route 17 war hier so neu, dass die Brücken sich noch im Bau befanden. Orange-weiß gestreifte Pylone leiteten die beiden Fahrspuren in eine von Betonmauern begrenzte Rinne.